



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Pfalz, Franz: Dichterfreundinnen : 2. Karoline von Wolzogen : (Schluß.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Dichterfreundinnen.

Von Franz Pfalz.

2. Karoline von Wolzogen.

(Schluß.)



ber schon war das unmögliche Verhältniß an den natürlichen Grenzen angekommen. Die Braut wehrte sich. Schiller brachte die Herbstferien des Jahres 1789 in Rudolstadt zu; am 18. September bezog er wieder sein Haus in Volkstädt und blieb bis zum 22. Oktober. Er widmete die Morgen und die Nachmittage meist den Schwestern, und in diesem täglichen Verkehr scheint ihm Karoline besonders interessant gewesen zu sein. Die geradsinnige und feinfühlende Lotte fing an zu fürchten, daß Karoline ihrem Verlobten mehr sein könne als sie selbst, und trug sich schon mit dem Gedanken, zu Gunsten der Schwester auf den Geliebten zu verzichten. Sie war wirklich in einer schlimmen Lage. Ihren nächsten Vertrauten, der Mutter und Schwester, durfte sie nichts sagen; was sollte sie thun? In ihrer Not wandte sie sich um Rat an Karoline von Dachroden, die damals noch zwischen zwei Bewerbern schwankte. Diese antwortete in etwas altfluger Weise: „Die Männer, selbst die besten, können nicht lieben wie wir, ihre Seele kann nicht ruhen in einem Gegenstande, nicht sich verlieren in Liebe, sie fühlen noch ihr Wesen, während wir es vergessen haben. Es ist die Erinnerung meiner eignen Empfindungen, die in mir aufdämmert, ein süßer Traum, meine Teure, von dem wir bald erwachen, uns allein, selbst von dem Geliebten unsrer Seele unverstanden fühlen; vielleicht bestimmte uns die Natur diese zarteste aller Blüten der Liebe, um die Leiden aufzuwiegen, die von ihr unzertrennbar sind. Ach, es ist aber auch eine Frühlingsblüte, und bald dahin wie sie. Lotte, es wird eine Zeit kommen, wo du an meinem Herzen das Bekenntnis ablegen wirst, daß dieser Zustand nicht dauernd sein kann, daß du ahnst, sein schnelles Entfliehen sei auch von der Hand der liebenden Vorsehung geordnet, dann wird es ruhiger sein in deiner Seele.“ Einige psychologische Bemerkungen sind sehr zutreffend: „Du liebst — belehrt sie Lotten — Schiller mit allen Kräften deines Wesens, ihre (Karolinens) Seele ist in ihn versunken.“ Sie giebt der Freundin den Rat, sich offen gegen Schiller darüber auszusprechen: „Sei offen, wahr mit deinem Geliebten; ich wollte zwar mein Leben zum Unterpfande geben, daß es so ist, wie ich glaube, daß Schiller eigentlich keine von euch mehr, daß er euch aber verschieden liebt.“

Lotte befolgte den Rat der Freundin, zwei Tage nach Schillers Rückkehr schrieb sie diesem einen sehr merkwürdigen Brief, indem sie leise und zart auf sein Verhältnis zu Karoline hindeutete und ihre Besorgnisse durchblicken ließ. Sie fühle, sagt sie, wohl, daß sie ihn durch anscheinende Kälte zuweilen abgestoßen haben möge, aber das Unvermögen, ihre Gefühle so zu äußern, wie sie es wünsche, liege in ihrer Angstlichkeit, nicht zudringlich zu erscheinen, begründet. Zuweilen habe sie auch gedacht, daß Karoline ihm mehr sein könnte als sie, und daß er sie nicht zu seinem Glücke nötig habe. Doch verlegt sie, um ihn nicht zu kränken, vorsichtig diese Gedankenamwandlungen in das vorige Jahr, in die Zeit von Schillers erstem Aufenthalt in Rudolstadt, und schließt die Betrachtung mit den Worten: „Es wird eine schöne Zeit sein, wenn wir erst ganz für einander leben. Wie vieles wird sich nach und nach im ungestörten Beisammensein entwickeln, wie vieles werden wir noch an einander finden, was uns näher und enger verbinden kann.“

Schiller schien es anfangs nicht recht zu verstehen oder wollte es nicht verstehen, was Lotte meinte. Erst als diese immer wieder mit stillem Gram darauf zurückkam, daß sie fürchte, es möchte eine Zeit kommen, in der er aufhören könne, ihr das zu sein, was er ihr sei, fing er an, sich zu entschuldigen. „Karoline — schreibt er am 15. November, in demselben merkwürdigen Briefe, in dem er noch einmal das Zusammenwohnen mit Karoline in den Kreis seiner Berechnung zieht — ist mir näher am Alter und darum auch gleicher in der Form unsrer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht, als du, meine Lotte — aber ich wünschte nicht um alles, daß dieses anders wäre, daß du anders wärest, als du bist. Was Karoline vor dir voraus hat, mußt du von mir empfangen.“ Und einige Tage später ruft er erschrocken aus: „Kummer drückt dich, meine teure Lotte, nicht Krankheit allein, dein Brief hat mich geängstigt. Was ist dir? du hast düstere Blicke in die Zukunft, dein Herz ist gedrückt.“ Aber immer fährt er fort, seine Herzensergüsse an beide zu richten: „Engel meines Herzens, o wo finde ich einen Ausdruck, der die Liebe ausspricht, mit der ich euch liebe.“

Am 2. Dezember reisten Lotte und Karoline nach Weimar, blieben bis Mitte Februar (1790) und machten erst einen Besuch in Erfurt, ehe sie nach Hause zurückkehrten. Schiller kam oft von Jena nach Weimar herüber, die Weihnachtsfeiertage verlebte er dort. Karoline von Dachroden traf mit ihren beiden Verehrern Humboldt und La Roche ein. In diesem wunderlichen Beisammensein der beiden Doppelpaare muß der Übermut der Seelenfreundschaften noch einmal recht zum Ausbruche gekommen sein. Lotte wenigstens war nicht zufrieden mit einer solchen Weihnachtsfeier. Ihre Briefe atmen tiefe Sorge und Beklemmung, sie flüchtet sich mit bangen Klagen an das Herz des Geliebten. Es ist rührend, wie sich ihr ganzes Wesen unter den Klauen beängstigender Zweifel windet. Als Schiller sie deswegen tadelt und ihr zuruft: „Irre dich

nicht an den seltsamen Gestalten meiner Seele, die oft in schnellen Übergängen wechseln, sie haben mit unsrer Liebe nichts zu thun!" bekennt sie: „Mein Lieber, ich wollte dir keine Vorwürfe machen durch meine Zweifel, mein Geliebter! Aber sie kommen mir zuweilen, wenn mein Herz durch das Gefühl der Liebe zu dir zu heftig bewegt ist, und ich fühle dann doch wieder, wie wenig ich dir geben kann, wie wenig überhaupt sich die Empfindung dieses Gefühles ausdrücken läßt. Dies macht mir weh, und diese Stimmung meiner Seele hat sich meinem Briefe eingeprägt. Ich war überhaupt zu angespannt, zu viel mit meinen Gefühlen beschäftigt die Zeit über, besonders da wir so wenig Ruhe hatten. Und noch kann ich das geschäftslose Leben, das wir im Kaffeehause führten, nicht ganz vergessen; es hat mir keine angenehmen Eindrücke gemacht. Und so mag uns das Schicksal nie wieder alle Sechse so unbeschäftigt zusammenführen.“ Unterdeffen hatte Schiller an die Mutter geschrieben und um Vottchens Hand angehalten. Am 22. Februar 1790 war die Hochzeit, Lotte zog allein nach Sena. Durch die Kraft ihrer Liebe und ihres geraden Sinnes gelang es ihr, das Verhältnis des Vatten zur Schwester in die rechte Bahn zu lenken, und so blieb ihr der Sieg. Der leidende Dichter erhob sich zu einer schöpferischen Vergeistigung, welche „das Gemeine, das uns alle bändigt,“ weit hinter ihm ließ.

Unterdeffen trieb Karolinens Herz oder vielmehr ihre Phantasie einem neuen Magnet zu. Durch Karoline von Dachröden war sie in Erfurt mit dem Roadjutor von Mainz, Karl Theodor von Dalberg, bekannt geworden, einem katholischen geistlichen Herrn, der bereits die Mitte der vierziger Jahre erreicht hatte. Er war Philosoph und Schöngest, verkehrte gern mit Dichtern und Frauen, hoffte aber noch eine große staatsmännische Karriere zu machen, denn er war zum Nachfolger des Kurfürsten von Mainz bestimmt, der als alt und stumpf geschildert wird. Goethe verkehrte gern mit ihm, weil er sein unbefangenes Urteil schätzte und in Regierungsangelegenheiten gern seine Ansicht hörte, Dalberg aber fühlte sich noch mehr zu Schiller hingezogen und wurde von den weiblichen Verehrerinnen desselben nach Kräften in dieser Hinnegung bestärkt. Man wünschte in dem Schillerschen Kreise, daß er sich um den Dichter ein besondres Verdienst erwerben möchte, indem er ihm eine glänzende Anstellung in Mainz verschaffte. Schiller selbst trug sich lange mit dieser Hoffnung. Aber Dalberg war zurückhaltend und beschränkte seine Gönnerschaft zunächst darauf, daß er Schiller regelmäßig, wenn dieser ihm ein vollendetes Werk verehrte, eine Rolle Dukaten schickte. Deshalb hieß er unter Schillers Vertrauten der „Goldschag.“ Im übrigen erklärte er den unermüdlichen Mahnerinnen, daß ihm zur Zeit die Hände gebunden seien, daß er aber, sobald er den Mainzer Stuhl bestiegen haben werde, seine Freunde um sich versammeln wolle. Im Dezember 1789 ersuchte ihn Schiller um seine Verwendung bei dem Mainzer Kurfürsten, erhielt aber eine ausweichende Antwort, aus der er nichts machen konnte. Länger und zäher als Schiller hielten die Freundinnen an der Hoffnung fest, daß der

ganze Schillersche Kreis, Humboldt und Wolzogen natürlich eingeschlossen, eine „Kolonie auf einer Insel am Rhein“ aufrichten werde, in der ein sorgenfreies, ideales Dasein ungestört erblühen könne. In nicht immer sehr zarten Ausdrücken wünschten sie dem Alten in Mainz ein baldiges Ende. Die Damen verkehrten, so oft sie in Erfurt waren, möglichst viel mit dem lieben Koadjutor. Karoline von Dachröden, die ihm räumlich am nächsten war, ruft aus: „Ach, der Koadjutor ist hier mein einziger Trost; wo er nicht ist, gähne ich mich bald zu Tod!“ Dann klagt sie über die Leerheit der Menschen und fährt fort: „Den Koadjutor nehme ich aus, der gehört zu uns, den habe ich auch bei mir allein gesehen. Ach, vor ihm geht einem das Herz auf, so gepreßt es auch sei. Mein Wesen kann sich mit so vollem Vertrauen in ihm niederlegen.“ Auch Lotte und die Frau von Stein suchten ihn gern auf und erquickten sich an seiner Teilnahme. Am meisten aber fühlte sich Karoline zu ihm hingezogen. Mit der krankhaften Energie ihrer Freundschaftsucht kammerte sie sich an die vertraulichen Zwiegespräche mit dem bald sentimental schwärmenden, bald diplomatisch zurückhaltenden geistlichen Herrn. „Habt Ihr noch nichts vom Schatz gehört — fragt sie im Winter 1790—91 bei Lotten an —, er hat mir gar lieb geantwortet und eine große Freude über das Märchen gehabt*); er ist gar zu lieb, und es ist ihm ein ordentliches Anliegen, mich durch etwas interessirt zu wissen. Ich habe den Brief so lieb, daß ich ihn nicht schicken kann.“ Dem Schwager und der Schwester erschien diese zudringliche Freundschaft für den katholischen geistlichen Herrn bedenklich; sie warnten, aber umsonst. „Liebe Lotte, — schreibt sie am 2. April 1792 an die Schwester von Erfurt aus —, ich danke dir sehr für deine treue Meinung. Ich kann nichts übel finden, was du meinst zu meinem Besten zu sagen, aber sehr fatal ist mir's, daß ihr durchaus dies von der ungraziösen Seite ansehen wollt. Ich habe nichts gethan, was mich compromittiren könnte, also noch weniger euch. Ich habe mir diese Art der Existenz mit dem Schatz zum Lebensplan gemacht, und ich muß mich selbst durch längere Bekanntschaft mit seinem Wesen überzeugen, ob er auszuführen ist oder nicht. Ich glaube fast, daß ihr Recht habt, und daß er keine Konsequenz in dieser Art von Gefühlen hat; doch muß ich noch gewisser werden, um meiner Seele eine andre Richtung zu geben. Diese Zeit jetzt habe ich dazu bestimmt, weil sich die Umstände nicht so leicht wieder so treffen werden. Vor der Welt ist gar nichts Auffallendes, daß ich bei der Li [Karoline, Humboldts Frau] bin.“ Dann wieder: „Der liebe Schatz ist noch nicht so offen gegen mich, als ich's wünschte, doch wird es noch kommen. Alles deutet mir, daß er etwas Bleibendes unter uns wünsche, ich sollte mich doch scheiden lassen, hat er lezt der Li wieder gesagt. Die Seele wird mir merklich stiller, und die Gewißheit, daß ich Zeit habe, alles rein auszuspinnen, macht mir wohl. Der chère mère hast du doch nichts davon gesagt? Sie muß ruhig bleiben, bis ich

*) Sie hatte eins gedichtet.

ihr etwas Festes und Klares sagen kann. Ich muß fühlen, was ich dem Schatz sein kann, und welche Gestalt mein inneres Sein gewänne, einem so hohen, schönen Wesen ein harmonisches Dasein zu geben. Es wäre eine schöne, edle Frucht meines reiferen Lebens, und mit euch vereint zu leben!"

So mischten sich in ihrem Kopfe drei Pläne: von ihrem Manne loszukommen, dem geistlichen Herrn etwas für's Leben sein zu können und unter seiner Protektion mit Schiller und der Schwester in Mainz zu leben. Diese Mischung tritt in manchen Stellen ihrer Briefe fast in komischer Weise hervor. So schreibt sie, als sie nach Rudolstadt zurückgekehrt ist: „Der liebe, liebe Schatz, sein Brief hat mich sehr gerührt. Ich fühlte es auch einigemal im Sprechen, wie es ihn schmerzt, so gebunden zu sein. Wohl ist es ein engel-schönes Herz, wert, daß man alles für ihn thue. Wenn doch der alte Esel [der alte Kurfürst von Mainz] einmal stürbe! Gute Nacht mit diesem schönen Wunsche.“ Noch weniger schön war die Art, wie die Freundin Karoline von Dachroden dieses seltsame Verhältnis schon auf den ersten Stufen seiner Entwicklung auffaßte. Sie schreibt am 30. März 1791 an Lotten: „Ach es wäre gar schön, und gewiß würde es wohlthätig auf Bili [Karoline] wirken, wenn sie den Goldschatz einmal wiedersähe. Nach dem Briefe, den sie an ihn vor ihrer Abreise geschrieben hat, muß es zur Sprache unter ihnen kommen, wenn sie sich allein und ungestört sehen, und nur das kann wohlthätig auf Bili wirken, wenn sie ihr ganzes Wesen, ihr innerstes Leben und Weben von dem Goldschatz verstanden und gefaßt fühlt. Eigentlich sehen sie sich doch wenig und sprechen sich noch weniger. Daß es anders werden muß unter ihnen, fühl' ich so tief, fühl' es so wahr, wie mein eignes Leben, wenn Bili nicht im Druck dieser verworrenen Verhältnisse zu Grunde gehen soll. Ach, Lottchen, das trägt nicht lang ein weibliches Herz. Der Schatz sprach mir nie mit einem Worte bestimmt über Bilis Brief und ihre Empfindungen, schwieg, seit er sie zum letztenmal sah, ganz von den feinen. Aber ich fühlte oft, daß er erriet, ich wisse alles, und daß seine Reden darum so und so gewendet waren. Es ist ein einziges Wesen an Kraft und Schönheit und Grazie der Empfindung — doch das fühlst du wie ich. Was aus dem Verhältnisse zwischen ihm und Bili werden wird? Wenn sie sich nahe leben, ein sehr schönes. Er wird ihr hohes, reines Wesen immer inniger empfinden, sie wird seine liebste, in einem gewissen Sinne seine einzige Freundin werden, und Bili? Ach Lotte! haben wir denn ein andres Dasein als unser ganzes Wesen in einen Mann zu legen, vermischen wir auch noch etwas, wenn wir seine Schönheit, den Reichtum und die Höheit seines Geistes empfinden? Bili wird glücklich sein, wenn sie ihn sieht, wenn sie frei vor ihm existiren darf und die zarten Blüten einer einzigen Liebe pflegt. Diese Liebe, meine Charlotte, wird ihr ganzes Dasein ausfüllen.“

Der Roadjutor scheint den exzentrischen gelehrten Damen gegenüber stets die nötige Vorsicht bewahrt zu haben, wenigstens ist von einem Aussprechen

mit Karolinen nicht die Rede, und so sanken denn auch die Seifenblasen ihrer Lebenspläne in sich zusammen. Aber von ihrem Manne wollte sie durchaus loskommen. Der gute Herr von Beulwitz war wirklich zu bedauern, er sah sich auf die unverantwortlichste Weise beiseite geschoben und mußte sich außer dem Hause ein erträgliches Leben zu schaffen suchen. Der grausame Idealismus seiner Frau hatte dafür nur herzlosen Spott: „Durs lebt ganz dem Bacchus und ist so glücklich in dieser Stimmung, daß sein Leben ordentlich eine Satire gegen Minerva abgeben könnte. Ich sehe ihn fast garnicht,“ schreibt sie im Dezember 1790. Zwei Jahre später begannen die Verhandlungen wegen der Scheidung. Schiller sah jetzt als glücklicher Ehemann die Sache anders an als früher. Er riet zum geduligen Ausharren, zur Vorsicht, zur Mäßigung, aber was half es, daß er jetzt die Miene überlegener schwägerlicher Besonnenheit annahm, er hatte die Frau doch durch seine frühere unvorsichtige Anbetung von allen ihren alltäglichen Gewohnheiten und Beziehungen losgerissen. Die Hauptfrage war die Geldfrage. Karoline stellte Bedingungen, setzte dem armen Manne, den sie um jeden Preis lossein wollte, einen Preis, für den er sie loswerden könnte; 300 Thaler jährlich sollte er ihr geben. Denn: „Vor dem Nichtshaben — sagte sie —, werde ich mich sicher hüten, für eine Frau ist's das größte Unglück.“ Herr von Beulwitz war edel genug, auch jetzt noch für das Wohl der Ungetreuen besorgt zu sein. Es ist ergreifend, wie er (nach einem Briefe der Frau von Vengeseid an Votten vom 12. November 1793) an Karolinen schreibt: „Der Gedanke, sie leidend und in Zukunft von ihm getrennt in Not zu wissen, wäre ihm unerträglich. Er sei also fest entschlossen, sich nicht trennen zu lassen und lieber unglücklich zu sein als sich Vorwürfe machen zu müssen, nicht als ein rechtschaffener Mann gehandelt zu haben. Wenn nur Karoline bei ihm sein und sich freundlich betragen wollte, und wenn er es sich auch abbrechen müßte, wollte er lieber sehen, ihr einiges Geld zu ihrem Vergnügen aussetzen zu können, wenn sie bei ihm bliebe.“ „Wäre er mein Feind — setzt die chère mère hinzu —, so müßte ich sagen, daß diese Gefinnungen edel sind.“ Endlich kam denn doch eine Ausgleichung zustande, im Jahre 1794 trennten sie sich.

Beulwitz blieb in freundschaftlichem Verkehr mit der Frau von Vengeseid und mit Schiller, verwandte sich auch später für dessen Sohn Ernst. Bald nach der Scheidung von Karoline verheiratete er sich wieder, auch mit einer „Gelehrten,“ wie Votte an Schiller schreibt, einem Fräulein von Vibra, und und er fand, wie es scheint, das Glück, welches ihm Karoline nicht gegönnt hatte.

Aber auch Karoline begab sich im Herbst desselben Jahres wieder in das eheliche Joch, sie heiratete Wilhelm von Wolzogen. Man kann nicht sagen, daß sie den guten Wetter in einem stillen und treuen Herzen getragen hatte. *)

*) Außer von den intimen Beziehungen zu Schiller und dem Roadjutor war sie auch noch von manchen andern Seelenfreundschaften in Anspruch genommen. Ein junger Liev-

Doch hatte sie in der bisherigen überschwänglichen Weise den Briefwechsel mit dem alten Freunde fortgesetzt, und sie verband sich mit ihm, weil sie eben nichts Besseres thun zu können glaubte, ohne rechte Liebe, aber mit dem Vertrauen, daß er ihr treu ergeben sei. In Rannstatt, wohin Wolzogen nach einem längern Aufenthalte in Paris zurückgekehrt war, traf sie mit ihm zusammen, und noch vor der Scheidung wurde der Plan zu der neuen Verbindung festgesetzt. Dazu drängte sie vielleicht auch die Sorge für die Zukunft, denn Beulwitz hatte ihr schließlich nur 60 Thaler jährlich bewilligt. Schiller und die chère mère waren wenig erbaut von dieser raschen Wiederverhehelichung Karolinen's, sie selbst aber konnte sich damit trösten, daß sie einen ihr mit ganzer Seele ergebenen Menschen unendlich glücklich machte. Als in Bauerbach, dem Erbgute Wolzogens, die Hochzeit stattgefunden hatte und die Neuvermählten allein waren, warf er sich an ihre Brust und rief weinend aus: „Es muß mir ein Unglück begegnen, denn ich bin zu glücklich.“

Karoline stand im zweiunddreißigsten Lebensjahre, als sie die zweite Ehe schloß. Der ganz gleichalterige Gatte war dazu geschaffen, sie glücklich zu machen, und soweit sie für häusliches Glück empfänglich war, erkannte sie das auch an, aber sie hätte um vieles glücklicher sein können, wenn sie weniger unruhig, weniger anspruchsvoll gewesen wäre. Im Jahre 1797 erhielt Wolzogen eine Anstellung als Kammerherr und Kammerrat in Weimar. So kam Karoline in den Mittelpunkt des schönggeistigen Lebens jener Zeit und mit Schiller, der 1799 von Jena nach Weimar übersiedelte, an einen Ort. In der innigsten Verbindung mit ihren Lieben, nicht weit entfernt von ihrer Freundin Karoline von Humboldt, die mit dem Gatten noch bis 1798 in Jena wohnte, konnte sie ihr Herz der Ruhe öffnen, die mit einem günstigen Frauenlose verknüpft zu sein pflegt. Dazu kam, daß ihr rastlos thätiger Gatte sich am Weimarer Hofe eine angesehenere Stellung zu schaffen wußte; der Herzog betraute ihn 1799 mit dem ehrenvollen Auftrage, am Petersburger Hofe die Verlobung des Erbprinzen mit der Großfürstin Maria zu vermitteln, 1801 war das große Werk vollbracht, und Wolzogen wurde Wirklicher Geheimer Rat und Mitglied des Ministeriums.

Karoline war auch wirklich in den ersten Jahren ihrer neuen Ehe ruhiger und sicherer als vorher. Ein neues, bisher ungeahntes Glück war ihr aufgegangen, das Mutterglück. In Stein in der Schweiz, wo sie, den Kriegstürmen im Württembergischen ausweichend, mit ihrem Gemahl eine Zuflucht gesucht hatte, war ihr Adolf geboren. Ein vortreffliches Zeugnis giebt ihr der Gatte

länder, Gustav Behaghel von Adlerskron, ein Schüler Schillers, schreibt ihr vor seiner Abreise nach Rußland im November 1793: „Lebe wohl, treue Seele. Empfange hier den letzten Abschiedskuß auf deutschem Grund und Boden. Diese Thränen sind die schmerzlichsten, die je aus meinem Auge gequollen sind. Und hat die Gottheit ein künftiges Wiedersehen für Herzen, die einander gehören, bestimmt, o so hoffe ich, dich doch wieder zu haben, dir zu zeigen, meine Liebe war innig, aufrichtig und treu.“

in einem Briefe an den Freiherrn von Truchseß, indem er diesem bewährten Freunde vor der Abreise nach Petersburg seine Familie empfiehlt, falls er aus dem fremden Lande nicht wieder zurückkehren sollte. „Meine Frau — schreibt er —, einer der schönsten Charaktere, die ich im Leben angetroffen — so viel Geist mit so unendlich großer Sanftmut, so viel herzliche Liebe mit solchem Drange nach hohen Gegenständen, so unbegreiflich einfach, und doch so viel umfassend, eine gute Hausfrau, eine zärtliche Mutter, und doch Schöpferin von Welten, die ihre schöne Phantasie in solcher Harmonie ordnet! Ich kann Ihnen nicht beschreiben, lieber Freund, wie unendlich glücklich ich die Jahre war, die ich mit dieser ausgezeichneten Frau verlebte.“ Freilich war dies bei der großen Güte Wolzogens nicht schwer. Seine Treue in Liebe und Freundschaft zeigte sich ja auch in seiner Anhänglichkeit an Schiller und in der unermüdlichen Sorge, die er der Familie des früh Geschiedenen angedeihen ließ. Die Nation wird auch nie das ergreifende Bild vergessen, wie er allein in nächtlicher Stunde dem Sarge ihres großen Dichters folgte.

Zu der größern Ruhe und Sicherheit in Karolinens Wesens trug auch viel der Umstand bei, daß sie nun erst ihren wirklichen Beruf gefunden hatte: sie war Schriftstellerin geworden. Unter allen Frauen des Schillerschen und Goethischen Kreises war sie am meisten zu diesem Berufe befähigt. In ihren Dichtungen ist Kraft, Schönheit und Gedankengehalt, man spürt den Einfluß Schillers in ganz andrer Weise, als in den dilettantischen Spielereien der Frau von Stein den Einfluß Goethes. Nachdem sie sich in „Briefen aus der Schweiz“ und „Märchen“ versucht hatte, wagte sie sich an ein Drama im griechischen Gewande, „Der Leukadische Fels.“ Schiller nahm es in die „Thalia“ von 1792 auf, doch ist es im zweiten Akte abgebrochen und, wie es scheint, nicht wieder aufgenommen worden. Die Heldin Lydia ist Braut, liebt aber einen andern, an dem man leicht einzelne Züge des Radjutors erkennen kann, und beschließt, um dem verhaßten Ehebunde zu entgehen, in den geheiligten Fluten den Tod zu suchen.

Während sie im Rannstatter Bade Heilung suchte — es war zu derselben Zeit, als Wolzogen um sie warb, begann Karoline ihr größtes Werk, den Roman „Agnes von Lilien.“ Die Heldin, ein junges, in ländlicher Einsamkeit sorgfältig erzogenes Mädchen, kommt plötzlich in das Hofstreiben, wird in abenteuerliche Verhältnisse verwickelt, die, wenn auch nicht ihrer Tugend, so doch ihrem Rufe gefährlich werden, muß das Kreuzfeuer der Bewerbungen zweier Liebhaber aushalten, geht aber unverletzt und gestählt aus dieser Lebensprobe hervor. Man sieht, die Verwicklungen und Verwirrungen ihres eignen Lebens lieferten der Verfasserin die Stoffe zu ihren Phantasiegebäuden. Der Roman wurde viel gelesen und machte sie mit einemmale zu einer berühmten Frau.

So hatte denn Karoline trotz der gewagten Art, mit der sie in ihr inneres und äußeres Leben einzugreifen pflegte, alles gefunden, was selbst ein anspruchs-

volles Gemüt befriedigen konnte. Eine große, hochinteressante Reise bot außerdem ihrem Kunstsinne und ihrem Streben in das Weite eine Fülle von Anschauungen. Im Jahre 1802 begleitete ihr Mann den Erbprinzen nach Paris, Karoline folgte ihm, obgleich dies am Weimarer Hofe nicht gern gesehen wurde, und verlebte dort den Sommer. Wie sie in der großen Stadt, im Mittelpunkte der europäischen Kultur, sich durch das Studium der antiken Kunstwerke und den Umgang mit Gelehrten geistig anregen ließ, davon geben ihre Briefe ein be-
redtes Zeugnis. Freilich ihren Mann sah sie wenig, er war an die Person des Prinzen gebunden und konnte die Gattin nicht in den Bekanntenkreis desselben einführen. Auf der Rückreise, im Herbst, verweilte sie noch einige Monate in Würtemberg, besuchte die Angehörigen des Schillerschen und Wolzogenschen Familienkreises und kam, mit großen Anschauungen erfüllt, wieder in Weimar an. Ihr gastliches Haus wurde ein Sammelplatz alles geistig Bedeutenden, was sich in der kleinen Musenstadt zusammenfand oder vorübergehend dort verweilte.

Trotzdem wurde sie nie ganz heimisch in Weimar. Wenn Schillers ver-
reisten, wie im April 1804 nach Berlin, war es ihr, „als sei sie in einer fremden Stadt.“ Mancherlei mochte dazu beitragen. Mit dem Hofe ging es ihr wie mit dem Rudolstädter, sie hatte keine rechte Fühlung mit ihm, und dann ward auch ihr Mann durch Geschäfte oft lange vom Hause ferngehalten. Wolzogen war überdies leidend. Schon aus der Karlschule mochte er den Keim eines Lungenleidens mit fortgenommen haben, während des Winteraufenthaltes in Petersburg hatte die Krankheit eine bestimmtere Gestalt angenommen, und in Paris war er wiederholt von schweren Anfällen heimgesucht worden. Der „Alte“ — so wurde er im nächsten Freundeskreise genannt — hatte alle Abende geschwollene Füße und nicht selten so heftige Brustbeklemmungen, daß es seiner Frau ernstliche Sorge machte. Trotzdem mußte er im Herbst 1803 abermals eine Reise nach Petersburg unternehmen, um die Vermählung des Erbprinzen mit der Großfürstin zum Abschlusse zu bringen. Diese erfolgte 1804, aber Wolzogen kam auch damit nicht zur Ruhe, es war ihm nicht vergönnt, sich auch nur die nötigste Schonung angeeignen zu lassen. Schiller starb, dann brach (im Oktober 1806) der Kriegsturm über Weimar herein. Wolzogen eilte aus Bad Liebenstein herbei, um in Abwesenheit des Herzogs die Interessen des Landes zu wahren. Karoline fand im Schlosse bei der Herzogin Luise Aufnahme. Wie die meisten Familien Weimars, so erlitt auch die Wolzogensche in dieser Zeit der Not schwere Verluste an Hab und Gut. Im nächsten Jahre wurde Wolzogen nach Paris gesandt, um die weimarischen Angelegenheiten zu fördern. Karoline begleitete ihn, und es war notwendig, denn die Krankheit des armen „Alten“ nahm immer mehr zu. Die geistige Elastizität der merkwürdigen Frau zeigte sich bei diesem zweiten Aufenthalte in Paris in vollem Glanze. Trotz der Not der Zeit und der Sorge um den Gemahl genoß sie die Kunst-
schätze und die Geselligkeit der großen Stadt, so gut sie konnte.

Auch Dalberg, der seit 1802, nach dem Tode des Mainzer „Alten,“ als Kurfürst, Reichskanzler, Metropolitan und Primas von Deutschland in Regensburg residirte, seit 1806 auch den Titel Fürst-Primas führte, hielt sich damals in Paris auf und ließ sich den Verkehr mit seiner treuen Verehrerin wohl gefallen. Er war gealtert, ein angehender Sechziger, sein Gedächtnis hatte etwas abgenommen, aber er schrieb noch immer neue Werke und zeigte daselbe Gemisch von Sentimentalität und diplomatischer Zurückhaltung wie früher. Karoline brachte in der Regel die Morgenstunden bei ihm zu und fand ihn, wenn sie mit ihm allein war, „wie in den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft in Erfurt.“ Für die Schillersche Familie bedauerte er zunächst nichts thun zu können; die Söhne sollten nur erst heranwachsen, dann wolle er für sie sorgen. Er half sich, wie es scheint, gern mit Versprechungen allgemeiner Art. Neben dieser alten Seelenfreundschaft pflegte Karoline noch eine andre mit dem Grafen Gustav von Schlabrendorf, einem siebenundfünfzigjährigen Sonderling, mit dem sie schon während ihres ersten Aufenthaltes in Paris viel verkehrt hatte. Der alte Narr philosophirte über die Wallungen und Wandlungen seines Herzens und sagt sehr hübsch von sich: „Zuerst hofft man Liebe, dann sucht man sie, zuletzt schwächt man gern davon.“ Die Freundschaft wurde zur Vertraulichkeit und endlich mit dem „Du“ besiegelt.

Im Mai 1808 verließ Karoline Paris mit dem Gatten, der kurz zuvor wieder einen schweren Krankheitsanfall überstanden hatte. Sie mußte sich nun in die Rolle der Krankenpflegerin finden, und sie war dazu bereit. Den Sommer 1808 brachte sie mit dem armen „Alten“ in Wiesbaden zu, 1809 kehrte sie mit ihm dahin zurück, im Dezember erlöste ihn der Tod. Leider zieht sich durch diese Zeit der hangen Sorge und der Trauer ein Mißton, der das innerste Gemüthsleben Karolinens grell beleuchtet. In Wiesbaden gesellten sich zu ihr mehrere wohlmeinende Männer, die ihr mit Rat und That beistanden, darunter einer, den sie mit besondrer Vorliebe ihren „Ami“ nennt. Über diesen schreibt sie an Votten: „Ohne meinen Ami wäre ich in der völligen Einsamkeit, aber er wird mir täglich mehr. Ich bin auch eine wundervolle Erscheinung in dieser Einöde für ihn und ein Band zum ästhetischen und Kunstleben, wohin seine ganze Natur geht. Niemand habe ich noch gefunden, der das Geschäftsleben, eigentlich das Regieren, in so einem tiefen Sinne nähme und so geistvoll aufsaßte wie er. Alles, was er treibt, geht von der höchsten Idee aus, und er adelt jedes Geschäft. Er ist zum Höchsten in diesem Fache geschaffen. Mein Ideal des öffentlichen Lebens für einen Mann finde ich so in ihm ausgesprochen, daß es mich oft zur Bewunderung hinzieht. Er hat etwas tief trauriges in seinem Gemüt und ist in der Epoche des Lebens, wo unser Ideal immer an die Wirklichkeit stößt und den Busen zerreißt. Ich hoffe ihm auch viel zu sein und noch mehr zu werden, wenn ich selbst ruhiger bin. Er ist scharf, klug in der Welt, imponirend durch Gegenwart und Einsicht, nur bei mir kindlich offen

und hingegeben in Anteil und Liebe. Ein Sturz vom Pferde hat eine Wunde in seiner Brust zurückgelassen; er selbst glaubt nicht lange zu leben. Das alles mit seinen schönen, reinen Zügen und der edelsten Gestalt, die ich je gesehen, zieht zu einem gewaltigen Anteil an ihm hin. Ich kann's ihm nie genug danken, was er mir jetzt ist. Die rheinische Mundart, die Goethe so liebt, hat eine unaussprechliche Grazie an ihm. Er singt sehr schön zur Guitarre. Kurz, an diesem Ami ist kein Tadel. Du und die chère mère würdet ihn lieben." In dieser Vergötterung eines Hausfreundes, in diesen Anspielungen auf eine mögliche künftige Verbindung ergeht sich die sechsundvierzigjährige Frau an dem Schmerzenslager des todkranken Gatten, der jeden Tag seine Auflösung erwartet! Wirklich trug sie diese neue Leidenschaft mit sich herum bis 1811; da ernüchterte sie der Geliebte selbst dadurch, daß er heiratete.

Nach dem Tode ihres Mannes hielt sich Karoline viel bei dem geliebten Fürst-Primas auf, der seit 1810 als Großherzog von Frankfurt meist in Aschaffenburg residierte. Bekanntlich nahm die politische Weisheit des schöngeistigen Dalberg einen schlimmen Ausgang. Als Fürst-Primas des Rheinbundes diente er dem französischen Eroberer und wurde nach dem Freiheitskriege in bittere Not und Verachtung gefallen sein, wenn ihm nicht der Kongreß von Wien eine Pension von 100 000 Gulden gewährt hätte. Er starb als Erzbischof von Regensburg am 10. Februar 1817. Wie eng sich Karoline an ihn angeschlossen, ersieht man daraus, daß er ihr 12 000 Gulden als unverzinsliche Anleihe überließ. Mit ihrer politischen Anschauung hatte diese Freundschaft nichts gemein, denn sie selbst war voll des reinsten Patriotismus und gab demselben in den schwersten Zeiten einen begeisterten Ausdruck, wie sie auch gleichzeitig und später mit dem Freiherrn von Stein in häufigem Verkehr stand. Ihre Anhänglichkeit an Dalberg bis zu dessen Tode zeigt ein Tagebuchblatt, welches aus dem Jahre 1818 stammt: „Hier [in Aschaffenburg] im Gemäuer des Domes ruht das Herz, an dessen Schlägen das meinige hing. O dieses Herz war der Quell wie von tausend Schmerzen, so tausendfacher Seligkeit. Denn sein Leben riß an sich, und die Gewalt seiner Liebe beherrschte, was in seinen Kreis kam. Zauberisch fesselte dieses Herz, es gab den Worten Leben, und mächtig strömten diese in die lieberfüllte Brust der ihm ergebenen und durchdrangen sie mit ihrer Fülle.“ In denselben Tagebuchergüssen überläßt sie sich etwas später der Erinnerung. „Im Jahre 1791, am Tage nach Karolinens [von Humboldt] Hochzeit, empfingen wir in Dalbergs Hause in der Abendgesellschaft die Nachricht von Ludwigs XVI. in Varennes vereiteter Flucht. Ergriffen von dieser Begebenheit, ergoß sich die Gesellschaft in ihren Empfindungen und Ansichten. Ich trat mit den beiden Humboldts und Karolinen auf den Balkon. Dalberg, damals noch eine hohe, edle Gestalt, trat zu uns und faßte meine Hand, der Mond stand uns gegenüber, der Himmel voll Sterne. Er hob seine Augen zu ihnen empor und sprach mit der innigen, volltönenden Stimme, die immer

das Herz traf: Was sind die Begebenheiten dieser kleinen Erde gegen den unermesslichen Himmel? Ein Priester der Natur und Menschheit, stand diese heilige Seele vor mir, ich war wie verloren in seinem Anschauen." Die unverwundliche Ergebenheit der Freundin belohnte der alte geistliche Herr mit der größten Zärtlichkeit. „Der Schatz — schreibt sie am 7. Februar 1812 von Aschaffenburg aus — ist äußerst gut und zärtlich mit mir, und so ist mir das Verhältnis sehr wohlthätig, gerade weil es mich nicht mehr zu lebhaft bewegt. Wenn ich noch einmal mit Vernunft lieben lernte, so wäre es viel. Die Zeit macht auch ihn mürhig, aber in heitern Momenten ist er dem Geiste und der Regsamkeit nach immer ein Jüngling. Er freut sich so, daß mich hier alle Leute lieben, und ich fühle, daß ich ihm wohlthue." Aber der alte Boß in Sena zankte im Gespräche mit der chère mère auf die „Frau“ (Karoline), „was sie nur immer in Aschaffenburg bei ihrem Großherzoge stecke," und auch die Schwester Lotte war nicht damit einverstanden. Sie tadelt in ihren Briefen an die Erbgroßherzogin Karolinens Unruhe und Heimatlosigkeit. Schon im Herbst 1810 klagt sie: „Über die Frau bin ich noch nicht recht ruhig. Sie ist wieder ungewiß in ihren Plänen über den Sohn, und wo der Punkt ist, wo sie Ruhe finden wird, das muß ich einer höhern Macht überlassen. Ich fürchte, ihr Leben, welches sie sich so reich durch ihr Gemüt, ihr Talent machen kann, geht vorüber, ohne Ruhe zu finden." Im Januar 1811: „Die Frau ist in Frankfurt und hat Gesellschaft und geht ins Theater. Oken hat mir versichert, die Frau könne hier [in Weimar] nicht leben, denn sie hätte nicht genug Herren zum Umgang. Das klingt komisch, nicht wahr?" Bald darauf: „Die Frau giebt jetzt in Aschaffenburg Visite [beim Großherzog]. Sie hat uns ganz verlassen und vergessen. Sie ist wohl, ganz ruhig wird sie wohl nicht auf dieser Erde." Einige Monate später: „Ich war ordentlich traurig, als ich die Frau wieder sah, denn wenn man so unstät auf der Erde ist und immer fremde Wohnplätze aufsucht, so stumpft sich doch am Ende, ohne daß man es will, das Gefühl ab, und man wird kälter gegen die frühern Lebensverhältnisse." Ganz ungehalten ruft sie um dieselbe Zeit aus: „Wenn ich der Frau etwas sein kann, so wird es mich herzlich freuen. Aber sie ist zu ungern hier und strebt immer weg, da wo sie ist. Da möchte mein Bestreben, sie zu erfreuen, fruchtlos sein." Die Stimmung Karolinens war gedrückt und trübe, vorzüglich deshalb, weil sich bei der endlichen Regelung der Erbschaft herausstellte, daß ihr infolge der unbestimmten testamentarischen Anordnungen ihres verstorbenen Vaters nicht so viel blieb, als sie gehofft hatte. „Sie kämpft mit allerlei bösen Geistern und sieht die Welt durch ein trübes Glas," klagt die Schwester. Gegen Ende des Jahres war sie wieder in Aschaffenburg, und Frau von Schiller berichtet: „Ich hoffe, es ist ihr wohl da, so wohl, wie es ihr sein kann, denn die Erde ist auch ihr nicht mehr recht." Die Unruhe, die Unbefriedigung nahmen mehr und mehr zu:

„Die Frau ist fort — schreibt Frau von Schiller im Juli 1813 —, ich werde so schwach, fühle ich, oder sie immer unruhiger; aber ich kann zu meinem eignen Troste nicht mehr Ruhe bei ihr finden, und sie schmerzt mich tief; denn die Unruhe, das Schmerzliche nimmt in ihrem Wesen nur immer zu. Selbst einer ruhig heitern Unterhaltung, wie sonst, ist sie selten fähig. Und die Freude, die wir haben könnten an unsern Kindern, trübt sie sich, trübt ihr Schicksal durch manches — was anders ist, als sie hoffte, aber was wir wohl voraussehen konnten. Sie hat ihre Existenz zu viel auf Täuschungen des Lebens gegründet, und nun kommen die schmerzlichen Züge schneller und greller hervor, die das Gemälde um den schönen, frischen Farbenton bringen. Dabei ist in dieser Unruhe eine schmerzliche Sehnsucht nach Ruhe, die sie nicht ertragen könnte.“

Also auch der alte trauliche Verkehr mit Dalberg reichte nicht hin, das leidenschaftliche Ungenügen ihres Herzens zu stillen. Dies wird freilich erklärlich, wenn man liest, daß auch Dalberg, selbst in seinem Greisenalter, weit entfernt von innerer Ruhe war. Es sind noch einige von den Briefen vorhanden, die er an Karoline geschrieben hat, darunter einer aus dem Jahre 1813, worin er selbst mit sich ins Gericht geht. „In dieser Woche — schreibt er — hatte ich auf drei Tage den Besuch eines berühmten, mächtigen Mannes, der jetzt sehr viel für das Wohl meiner guten Landesbewohner vermag. Seine Gemahlin begleitete ihn hierher, eine junge Frau von seltener Schönheit, anmutvollem Geist, tugendhaftem, teilnehmendem Gemüt und einer Bescheidenheit, die an Demut grenzt. In der Wonne ihres Umganges war ich anfangs wie berauscht; aber zerstreut in meinen Berufsgeschäften, erkaltet in meinen Andachtsübungen, fand ich mich wieder in jener unstillen Gemütsstimmung, welche die kraftvollsten Jahre meines Lebens verbittert und so manchesmal verunstaltet hat. Schon fühlte ich die Ruhe meiner Seele entweichen. So wahr ist es, daß in meinem Greisenalter weder sinnliche Reizbarkeit mich verlassen, noch die Zauberkraft blendender Phantasie auf mich zu wirken aufgehört hat. Erst seit einem Jahre gerettet aus stürmischer Leidenschaft, gelandet im Hafen innerer Beruhigung, war mir Gemütsruhe gegönnt. Ich finde sie nirgends als im Element meiner Einsamkeit, in Gebet und Arbeit, in anhaltender, wohlthätiger Beschäftigung.“ Wenn auch aus allen noch erhaltenen Äußerungen Dalbergs deutlich hervorgeht, daß damals wenigstens sein Verhältnis zu Karoline das einer ruhigen, mild teilnehmenden Freundschaft war, so konnte doch der Einfluß dieses von Anfechtungen heimgesuchten geistlichen Herrn nicht sehr zur Beruhigung eines reizbaren Frauengemütes beitragen, wie ideal auch sonst seine Stimmung und sein Gedankenzug gewesen sein mögen.

Der weiteste Ausflug, den Karoline nach dem Tode ihres Mannes machte, war im Herbst 1813 nach Wien. Hier sah sie Wilhelm von Humboldt und dessen Frau, ihre geliebte Li, wieder. Mit wahrhaft uneigennütziger Freude

berichtet sie, wie hübsch, wohl und liebenswürdig die Freundin sei. Karoline von Humboldt stieg an der Seite ihres Mannes immer weiter aufwärts im Leben und in der Gesellschaft, Karoline von Wolzogen war schon im Abwärts-schreiten begriffen. Der schwerste Schlag sollte sie noch treffen.

Nach dem Tode Dalbergs widmete Karoline ihre Zärtlichkeit vorzüglich ihrem einzigen, zum 22 jährigen stattlichen Jünglinge erblühten Sohne Adolf. Er hatte in Heidelberg studirt und sich dann dem Forstwesen gewidmet. Die Erhebung Deutschlands im Jahre 1813 entzündete auch in ihm die Kampfes-lust, er ruhte nicht, bis er ins preußische Heer eintreten durfte, in dem auch sein Oheim, Karl von Wolzogen, als Oberst diente. In Prag übergab ihn die Mutter dem Schwager. Er nahm Teil an dem Feldzuge von 1813 und blieb dann beim Militär (erst in sächsischen, dann wieder in preußischen Diensten) bis zum Jahre 1823, dann lebte er mit der Mutter vereint in Weimar, Bauerbach oder auf dem bei Arnstadt gelegenen Gute Bösleben. Es war nichts besondres in ihm, vor allem wenig Festes. Einer seiner Erzieher sagte von ihm, er sei nichts als ein sinnlicher Mensch, und die verwitwete Frau von Schiller fürchtete seine Zerstreuungssucht, sobald ihre Söhne längere Zeit auf seinen Umgang angewiesen waren. Er hatte die Unruhe der Mutter geerbt. Aber vielleicht gerade deshalb liebte ihn diese mit allen Kräften ihres Herzens, er war ihre Sorge und die Hoffnung ihres Alters. Plötzlich wurde er ihr genommen. Dreißig Jahre alt, gerade an seinem Geburtstage, am 10. September 1825, fand er durch einen unglücklichen Schuß auf der Jagd in Bösleben seinen Tod. An seinem Grabe brach die arme Frau zusammen, und sie hat sich nie wieder ganz aufrichten können. „O mein Gott — ruft sie noch nach zwei Jahren aus —, gieb mir ein Gefühl deiner Nähe in meinem bitterm Schmerze! Wie verödet ist alles um mich! Wie war alles voll Hoffnung, als deine Augen, geliebtes Kind, dem Lichte offen waren! Das Licht ist auf Erden erloschen, nur das von oben kann auf mich herniederleuchten.“ Und noch ein Jahr später: „Heute vor drei Jahren legte ich mich zum letztenmale mit Lebenshoffnungen nieder. O, mein Gott, daß du mich im unsäglichsten Jammer bei Sinnen erhieltest, war Gnade, Gnade. Erbarme dich unser!“

Es liegt etwas Verhängnisvolles in diesem Schlage des Schicksals. Der Frau, welche in einem unersättlichen Liebesbedürfnis ein Herz um das andre an sich gezogen hatte, wird an der Schwelle des Alters das Letzte, das Teuerste geraubt, das ihr geblieben war. Man fühlt die Wucht dieses Schlages, man sieht über der Armen die Allgewalt dahinschreiten, welche das enge Menschenherz zum Entbehren zwingt, wenn es sich nicht selbst beschränken kann. Die dreiund-sechzigjährige Frau war fortan verlassen, vereinsamt, und doch war ihr noch ein langes Leben beschieden, sie mußte sehen, wie alles um sie her ins Grab sank, was ihr lieb war: 1823 ihre Mutter, 1826 ihre Schwester, 1829 Karoline von Humboldt. Eine furchtbare Belehrung!

Aber in dem großen Unglück liegt die Weihe des Jenseits. Der davon betroffene erfährt eine sittliche Läuterung, die kein Glücklicher kennt, er erntet auch eine Verehrung, die man ihm sonst nicht gezollt haben würde. So erging es Karolinen. Ihre Bekenntnisse aus den letzten zwanzig Jahren ihres Lebens sind sehr lehrreich. Wohl tragen sie noch manchmal den Stempel des genialen Selbstbeschauens, das leicht in ein vornehmes Genießen des eignen Selbst übergeht, wohl preist sie sich glücklich, daß sie früh in ihrem Ich einen Kern gefunden habe, der sich durch innere Kraft in die Außenwelt ausbreitete, sie sich assimilierte, aber sich nie in ihr verlor, daß sie in der Freude des Augenblicks sich selten vergessen habe, weil eine zweite Welt, die der Imagination, sie früh gefangen genommen und ihr die gemeine Umgebung verdeckt habe, daß Größe zu lieben früh ihre Seligkeit gewesen sei, und daß sie, ohne von einem Schein getäuscht zu werden, früh das Große in der Aufopferung für einen Gedanken, für eine Liebe gefunden habe. Aber ebenso oft erhebt sie sich zu der wahrsten und demütigsten Selbsterkenntnis. „Gott hat unendlich viel für mich gethan; auch erschien mir in der bittersten Not seine Hilfe sichtlich, wie eine rettende Hand aus den Wolken. Schiller sagte einmal, meine Geschichte habe etwas Alttestamentliches, so geführt, so gerettet wurde ich. Aber die Lockungen irdischer Genüsse führten mich abwärts; Spitzfindigkeiten des Geistes, Wissenstrieb, mitunter Spiel der Phantasie, auch im Höheren, Besseren ein Trieb, alles nach meinem Sinne zu lenken (ich darf sagen nach einem hohen Sinne, denn ich wollte nur das Rechte und Gute herrschen sehen), verwirrten meine Seele.“

Trost fand sie in der Religion und in ihrer schriftstellerischen Thätigkeit. Ihre Religion war früher mehr eine Naturreligion gewesen, die in dem seligen Versinken im All die Lösung des Welträtsels sucht; jetzt wandte sie sich mit aller Inbrunst der christlichen Religion zu. Die Geschlagene, Darniebergeworfene streckte die Hand zu dem empor, der sie geschlagen hatte, und als die Seelenfreundschaften erloschen, zog die Liebe zu Gott in ihr Herz ein. „Daß mich mild in deinem Sinne wirken, mein Heiland — ruft sie aus —, du thatest so viel für mich. Ich Unglückliche verstand deinen Wink nicht. Hingeben sollt' ich mich, ein Opfer bringen aller Eigenheit, nach der Erfahrung so unendlicher Güte, die wie eine Hand aus der Wolke mich rettend hielt.“ Freilich war ihre Religion nur eine Resignation in dem Schiffbruche des Lebens, nicht die treibende Kraft, die ins thätige Leben geleitet. „Ich liebe nicht mehr — gesteht sie —, aber ein unendliches Mitleid mit allen Schmerzen der Menschheit füllt meine Brust.“

Die Werke ihres Alters waren: „Schillers Leben,“ zwei Bände Novellen und ein Roman: „Kordelia.“ Den Hintergrund desselben bilden die großen Ereignisse von 1813. Vielleicht wollte sie ihrem Adolf damit ein Denkmal setzen. Auf jeden Fall tritt ihre patriotische Gesinnung dabei in das schönste Licht. Es war ihre Absicht, Weltleben und Familienleben in ihrer Wechsel-

wirkung auf einander darzustellen. Zwar fehlt die Frische der Darstellung, die Reflexionen überwiegen, aber man muß bedenken, daß eine Frau von fünfundsiebzig Jahren ihn geschrieben hat. Gleichsam dem Alter zum Troste begann sie dann noch einen neuen Roman, „Alma,“ vollendete ihn aber nicht.

Über ihr äußeres Leben ist wenig mehr zu sagen. Nach Adolfs Tode bezog sie ein Gartenhaus in Jena, das ihr die hohe Gönnerin der Wolzogen-schen Familie, die Großherzogin von Weimar, schenkte und ausstattete. Es lag in dem Garten, welcher dem Professor Griesbach gehört hatte. So fand die Freundin Schillers eine Zuflucht in den Räumen, wo sie wohl manchmal in der schönsten Zeit ihres Lebens die Blumen der reinsten Freude gepfückt hatte. Im nächsten Frühjahr bezog sie eine kleine Wohnung in der Vorstadt, wo es ihr behaglicher war; das Anerbieten der Großherzogin, in Weimar im Schlosse zu wohnen, schlug sie aus. Dort lebte sie bis zu ihrem Tode am 11. Januar 1845. Von Zeit zu Zeit machte sie einen Ausflug nach Weimar, wo sie von allen Edeln, besonders auch von der großherzoglichen Familie, mit Herzlichkeit und Verehrung aufgenommen wurde, zuweilen auch unternahm sie eine größere Reise. Aber immer kehrte sie bald wieder in ihre Einsamkeit zurück, wo die Gestalten der Heimgegangenen sie umschwebten. Sie lebte fast ganz im geistigen Verkehre mit Verstorbenen, ihre Seelenfreundschaften waren zu Geisterfreundschaften geworden. So mußte sie das Glück und das Unglück dieser wunderbaren Gemütsstimmung ganz auskosten. Am hellsten strahlte in ihr bis zu ihrem Tode das erhabene Bild des großen Freundes, den sie am reinsten verehrt hatte: das Bild Schillers.



Neue Briefe von Robert Schumann.



ine neue Sammlung von Briefen und Aufsätzen Robert Schumanns hat Hermann Erler veranstaltet, Erläuterungen, Berichte, Kritiken und Register hinzugefügt und dem Ganzen einen vielversprechenden Titel gegeben: Robert Schumanns Leben. Aus seinen Briefen geschildert.*) Den Hauptteil dieser Sammlung bilden die bereits von F. Gustav Jansen herausgegebenen Briefe Schumanns, Neue Folge, nur sind die von Jansen zuerst mitgeteilten Briefe an Mendelssohn und Joachim nicht wieder abgedruckt, auch die Jugendbriefe

*) Zwei Bände 8°, 337, 351 Seiten. Mit einem Medaillonbilde Schumanns von Professor A. Donnorf (in Lichtdruck). Berlin, Ries und Erler, 1887.